

Die Deutsche Bahn Stiftung ist neues Mitglied der Berliner Stiftungsrunde. Ein Kurzporträt mit Zahlen, Daten und Fakten ...

02

»Analog ist das neue Bio« – ein streitbarer Essay von Andre Wilkens über die digitalen Herausforderungen unserer Zeit ...

02

3. Berliner Stiftungsrede im Wortlaut: »Die transformierte Stadt«, von Harald Welzer. Zum Nachlesen und Nachdenken ...

03

»Suchet der Stadt Bestes« – Predigt von Pfarrer Martin Germer zum Schwerpunktthema der Stiftungswoche 2014 ...

06

Oktober
2014

EXTRA
BLATT

Die Berliner Stiftungswoche widmet sich 2015 den digitalen Themen – technisch, kulturell und sozial ...

01 / 02

Was halten Sie von einem Experiment? Versuchen Sie doch einmal, das gesamte EXTRABLATT in einem Schwung zu lesen – ohne sich dabei von Ihrem Smartphone oder Ihrem Tablet ablenken zu lassen. Die Erfahrung lässt den Schluss zu, dass dies schwierig werden dürfte. Denn allzu gerne lassen wir uns ablenken von den technischen »Spielzeugen« unserer Zeit; ein sichtbares Phänomen einer zunehmend digitalisierten Welt. EXTRABLATT setzt hier mit zwei »dicken Brettern« einen besonderen Akzent – mit dem Abdruck der 3. Berliner Stiftungsrede von Harald Welzer und der Predigt von Pfarrer Martin Germer. Viel Vergnügen bei der Lektüre! ●



» Vom digitalen Leben in der analogen Welt «

Da steckt Stiftung drin!

Stiftungen laden zu einem Blick hinter die Kulissen ein

● Von Simone Schütz, Bundesverband Deutscher Stiftungen

Am 1. Oktober können Besucher in Berlin und der gesamten Republik erneut hautnah erleben, was die Stiftungen weltweit ausmacht: Der Tag der Stiftungen ermöglicht Interessierten, die Arbeit von Stiftungen kennenzulernen und einen Blick hinter die Kulissen zu werfen. Vielen Menschen ist nicht bewusst, dass sie Berührungspunkte mit Stiftungen haben. Das soll sich ändern! Und so locken am 1. Oktober zahlreiche Aktionen und Veranstaltungen, um Deutschlands Stiftungsfamilie und ihr Wirken in der Öffentlichkeit sichtbar zu machen.

In Berlin präsentieren sich die Stiftungen mit ganz unterschiedlichen Aktionen ihrem Publikum: Die Berliner Stiftungsrunde lädt zu einer Diskussionsveranstaltung, die sich mit der fortschreitenden Digitalisierung in der Bildung und damit einhergehenden Veränderungen für die Schulpraxis beschäftigt. Um Wissenschaft und Forschung drehen sich die Aktionen gleich mehrerer Stiftungen: Die Deutsche Telekom Stiftung richtet den MINT-Kongress mit dem Schwerpunkt »Förderung junger Frauen« aus, The Document Foundation gibt Auskunft zu LibreOffice als eines der größten Open-Source-Projekte weltweit und die Stiftung barrierefrei-kommunizieren! informiert über barrierefreie Informationstechnik. Im Haus Deutscher Stiftungen verleiht die Deutsche StiftungService GmbH erstmals das Qualitätssiegel für gute Treuhandstiftungsverwaltung. Bereits am 30. September stellt der Bundesverband Deutscher Stiftungen das neue Verzeichnis Deutscher Stiftungen

vor, Deutschlands umfangreichstes Stiftungsregister, das zum Tag der Stiftungen in neuer und erweiterter Auflage erscheint.

Der Tag der Stiftungen richtet sich dabei nicht allein an die interessierte Öffentlichkeit. Auch für die teilnehmenden Stiftungen bietet der Aktionstag eine Chance, über gemeinsame Öffentlichkeitsarbeit mit anderen Stiftungen in Kontakt zu kommen und ihr Netzwerk auszubauen. Von den Synergieeffekten der gebündelten Aktionen profitiert zudem das gesamte Stiftungswesen. Das zeigte die erfolgreiche Premiere des Tages der Stiftungen im vergangenen Jahr: 2013 beteiligten sich 180 Stiftungen mit 160 Aktionen. Das Medienecho war mit 600 Print- und Online-Treffern, einer Printreichweite von 60,89 Millionen und

Das zeigte die erfolgreiche Premiere des Tages der Stiftungen im vergangenen Jahr: 2013 beteiligten sich 180 Stiftungen mit 160 Aktionen.

vielen TV- und Hörfunkbeiträgen enorm. Möglich wird solch ein Erfolg mit starken Partnern. Und so unterstützen auch in diesem Jahr Themenpaten den Tag der Stiftungen, die für jeweils einen großen Bereich des Stiftungsengagements stehen: die Joachim Herz Stiftung als Themenpatin für den Bereich Bildung, die Gerda Henkel Stiftung für den Bereich Internationales, die Initiative Bürgerstiftungen, die Deutsche Bundesstiftung Umwelt, die Niedersächsische Lotto-Sport-Stiftung und der Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft.

Initiiert, koordiniert und kommunikativ begleitet vom Bundesverband Deutscher Stiftungen ist der Tag der Stiftungen der deutsche Beitrag zum europäischen »European Day of Foundations and Donors«. Diesen rief DAFNE (Donors and Foundations Networks in Europe) 2013 ins Leben, um die Wertschätzung für gemeinnützige Stiftungen sowie deren Sichtbarkeit zu erhöhen. Zur Idee des Stiftens gibt es in diesem Jahr in einigen Ländern wie der Schweiz oder Norwegen zentrale Diskussionsveranstaltungen. Andere Stiftungsverbände setzen auf ihre Mitglieder: Wie in Deutschland bieten auch in Spanien, Finnland und Italien Stiftungen Einblicke in ihre Arbeit.

Mit welchen Aktionen lockt der Tag der Stiftungen in Berlin und Umgebung noch? Schauen Sie im Internet unter www.tag-der-stiftungen.de nach. Arbeiten Sie selbst in einer Stiftung und wollen sich beim nächsten Tag der Stiftungen beteiligen? Dann können Sie sich das Datum schon jetzt im Kalender markieren: Am 1. Oktober 2015 geht der Tag der Stiftungen in die dritte Runde! ●

Schöne neue Welt

Eine Themenvorschau auf die Berliner Stiftungswoche 2015

● Von Matthias Frenzel für die AG Schwerpunktthema

Die positiven Folgen des technologischen Fortschritts sind unbestritten. Wir kommunizieren in Echtzeit mit anderen Kontinenten, pflegen weltweit Freundschaften, informieren uns schier grenzenlos. Im Bereich der Medizin etwa kommen neue Diagnose- und Therapiemöglichkeiten den Menschen zu Gute. Innovative Unterrichtsmethoden bieten uns beispielsweise die Chance, die Bildungskluft zu überwinden. Dies sind nur einige Beispiele, die zeigen, wie weit die Digitalisierung bereits Einfluss auf uns und unsere Gesellschaft hat. Grund genug, dass sich auch Stiftungen als Akteure der Zivilgesellschaft mit den Fragen rund um das »digitale Leben« beschäftigen.

Warum dieses Thema? Es existieren wohl nur wenige Stiftungszwecke, die sich in den vergangenen Jahren auf Grund des technischen Fortschritts nicht gewandelt haben. Es gibt Stiftungen, beispielsweise im Bereich der chronischen Krankheiten, für die diese Innovationen erst die Grundlage ihrer Arbeit geschaffen haben. Auch über ihre eigene Arbeit hinaus müssen sich Stiftungen mit der Digitalisierung und ihren Folgen beschäftigen, mit den positiven genauso wie mit den negativen. Vieles wird schneller, flüchtiger, beliebiger. Briefe wurden innerhalb von Tagen beantwortet; bei E-Mails unvorstellbar.

Doch die fortschreitende Digitalisierung und Dynamisierung muss nicht zwingend mit Technikskepsis oder Kulturpessimismus einhergehen. Wer die Risiken erkennt und die Chancen nutzt, baut mit an der Gesellschaft von morgen. Die Berliner Stiftungswoche will im April

2015 eine Debatte führen, die in der Breite der Zivilgesellschaft bislang nur ansatzweise geführt wird: Welche Vorteile der digitalen Welt wollen wir in unserer offenen, pluralen Gesellschaft gerne und umfassend nutzen? Und vor welchen Nachteilen sollten wir uns hüten?

In den Medien wird das Thema der Digitalisierung oft auf die Debatte um Edward Snowden und die NSA-Abhöraktionen reduziert. Gleichzeitig zeigt uns die Industrie mit immer neuen Produkten, wie verführbar wir längst geworden sind, immer mehr von unserem Leben preiszugeben. Die Berliner Stiftungswoche will hier einen Akzent setzen: Das Thema soll dort diskutiert werden, wo die Digitalisierung längst schon angekommen ist: in der Mitte der Gesellschaft und nicht nur in Expertenzirkeln von Informatikern und Datenschutzbeauftragten. Das Schwerpunktthema »Vom digitalen Leben« lädt ein, gemeinsam die Welten zu erkunden, die für den einen Neuland, für den anderen Alltag sind. Erleben Sie im April 2015 elf Tage zwischen digitalen Themen und analogen Veranstaltungen. ●



Einsteigen, bitte!

Deutsche Bahn Stiftung neues Mitglied der Berliner Stiftungsrunde • *Von Nicole Knapp, Deutsche Bahn Stiftung*

Die Deutsche Bahn AG hat im Frühjahr 2013 die Deutsche Bahn Stiftung gGmbH gegründet. Seit August 2014 ist die Deutsche Bahn Stiftung Mitglied der Berliner Stiftungsrunde. EXTRABLATT stellt die Stiftung kurz vor.

In der Stiftung wird das gemeinnützige Engagement des Konzerns gebündelt und langfristig weiterentwickelt. Die Deutsche Bahn hat eine besondere gesamtgesellschaftliche Verantwortung: Sie ist als Mobilitäts- und Logistikunternehmen weltweit tätig und einer der größten Arbeitgeber Europas. Allein in Deutschland beschäftigt die Deutsche Bahn Menschen aus 121 Nationen. Sie bringt täglich rund 7,4 Millionen Reisende an ihr Ziel und koordiniert weltweite Warenströme. Schon seit ihrer Gründung 1994 engagiert sich das Unternehmen in zahlreichen gesellschaftlichen und sozialen Projekten. Das Unternehmen knüpft



damit an eine Tradition von Solidarität und Verantwortung an, die die Eisenbahner schon seit langer Zeit pflegen.

Mit Gründung der Deutsche Bahn Stiftung kann die Bahn ihr gemeinnütziges Engagement noch professioneller umsetzen und wirksamer gestalten. Die Stiftung fokussiert ihr Engagement auf Themenfelder, in denen sie die Kompetenzen des Konzerns wirkungsvoll und direkt einsetzen kann. Den Schwerpunkt bilden derzeit Bildungs- und Integrationsprojekte sowie internationale Katastrophenhilfe. Die Arbeit wird dabei von renommierten unabhängigen Experten unterstützt: Auch das DB Museum in Nürnberg wurde in die Stiftung überführt. Die Deutsche Bahn Stiftung kooperiert mit anerkannten Partnern aus Wissenschaft, Kultur und der Zivilgesellschaft und wird durch einen festen Teil des Gewinns der Deutschen Bahn AG finanziert. Als Schirmherrin und Mitglied im Beirat der Deutsche Bahn Stiftung konnte Christina Rau gewonnen werden. ●

Analog ist das neue Bio

Mit welchen Risiken und Nebenwirkungen wollen wir heute und in Zukunft in der digitalen Welt leben? • *Von Andre Wilkens*

Snowden hat uns gezeigt, dass in der digitalen Welt ein Niveau der Überwachung möglich und praktiziert wird, das so in der analogen Welt von den meisten Menschen nie akzeptiert worden wäre. Jetzt bäumen wir uns dagegen auf.

Die Signifikanz von Snowdens Enthüllungen geht aber weit über den Umgang der Nachrichtendienste mit Daten hinaus. Im Grunde geht es um die gesellschaftliche Akzeptanz der digitalen Welt. Die große Frage, die Snowden gestellt hat, ist die, wie wohl wir uns in der digitalen Welt fühlen können, zu welchem Preis wir diese digitale Welt bekommen und ob wir bereit sind, mit den Risiken und Nebenwirkungen zu leben.

Vielleicht hilft hier ein Vergleich zur Lebensmittelindustrie. Durch die Entwicklung immer effektiverer Methoden der Mästung von Tieren und dem Anbau von Lebensmittelpflanzen, einschließlich einem immer höheren Grad von Doping durch Kunstdünger und Hormonen im Tierfutter, sind Lebensmittel überall verfügbar und billiger geworden. Das ist gut. Gleichzeitig wurden aber auch Nebenwirkungen ersichtlich: inhumane

Tierhaltung, Schweinepest, SARS, Wassermangel, Anstieg der menschlichen Allergien, Krankheiten, Verfälschung der Gesellschaft, Anstieg des CO₂-Ausstoßes durch vermehrten Fleischverzehr, etc. Eine Antwort darauf war und ist die Bewegung 'Zurück zur Natur', die Produktion und Vermarktung von BIO Produkten.

Ähnlich kann es mit der digitalen Welt sein. Sie hat uns Search, Facebook, Gaming, arabischen Frühling und digitales Shopping gebracht... Aber auch Nebenwirkungen wie Vereinsamung, Medienkrise, Shitstorms, die gezielte Vermarktung von persönlichen und kombinierten Daten und jetzt die flächendeckende Überwachung durch Nachrichtendienste à la Big Brother. Brauchen wir eine Bewegung 'Zurück zu Analog'? Vielleicht. Immerhin existiert BIO parallel zur konventionellen Lebensmittel Massenproduktion, kann und will diese aber nicht völlig ersetzen. BIO wird aber immer wichtiger und beeinflusst mit seinen Standards den Lebensmittel-Mainstream.

So könnte es auch bei der Analog Bewegung sein, d.h. eine Bewegung, die mit immer mehr Bürgern den digitalen Mainstream so beeinflusst, dass Regeln und Verhaltensformen entstehen, die

die digitale Welt nicht ignorieren kann. Beispiele gibt es schon: Buchladen statt Amazon, Cash statt Kreditkarten, Face2Face statt Facebook, Briefe statt E-Mail, Kino statt Netflix und auch wieder Denken statt nur Googlen.

Am wenigsten werden die Nachrichtendienste von dieser Analog Bewegung beeinflusst werden. Aber auch ihnen können wir das digitale Aushorchen erschweren indem wir wieder einiges Analog machen. Aber ganz unabhängig von Snowden und NSA würde unsere Gesellschaft von einer Besinnung auf Analog profitieren. Analog ist das neue Bio. ●

Andre Wilkens leitet seit 2011 das Projekt-Zentrum Berlin der Stiftung Mercator. Im Frühjahr 2015 erscheint sein Buch »Analog ist das neue Bio« im Metrolit Verlag. Dieser Artikel gibt seine persönliche Meinung wieder und ist keine Position der Stiftung Mercator. Der Artikel wurde erstmalig am 15. Februar 2014 in der Huffington Post veröffentlicht.



Impressum

Berliner Stiftungswoche gGmbH | Schiffbauerdamm 8 | 10117 Berlin
T (030) 81 46 65 00 | mail@berlinerstiftungswoche.eu

Die Berliner Stiftungswoche ist ein Projekt der Berliner Stiftungsrunde.
Projekträgerin ist die Berliner Stiftungswoche gGmbH.

Büro

Stefan Engelniederhammer | Geschäftsführer | engelniederhammer@berlinerstiftungswoche.eu
Matthias Frenzel | Projektmanager | frenzel@berlinerstiftungswoche.eu
Jennifer Horn | **Uwe Pesalla** | Projektassistenz
Carina Hoffmann | Satz & Layout

Redaktion EXTRABLATT

Regine Lorenz, Anke Pättsch, Stefan Engelniederhammer, Matthias Frenzel

Gestaltung / Layout

kaiserwetter Kommunikationsdesign und Marketingmanagement GmbH, Berlin | www.kaiserwetter.de

Druck

Möller Druck und Verlag GmbH | Zeppelinstr. 6 | 16356 Ahrensfelde OT Blumberg

Lenkungskreis der 6. Berliner Stiftungswoche

Dr. Pascal Decker | Stiftung Brandenburger Tor
Markus Hipp | BMW Stiftung Herbert Quandt
Karin Kohler | Stiftung Zukunft Berlin
Regine Lorenz | Allianz Stiftungsforum Pariser Platz
Bärbel Mangels-Keil | Björn Schulz Stiftung
Heike Catherina Mertens | Schering Stiftung
Anke Pättsch | Bundesverband Deutscher Stiftungen
Burkhard Wilke | DZI – Deutsches Zentralinstitut für soziale Fragen
Andre Wilkens | Stiftung Mercator

Abbildungsnachweise

Die Fotos wurden uns, sofern nicht anders gekennzeichnet, freundlicherweise von den jeweiligen Stiftungen oder Autoren zur Verfügung gestellt. Das Copyright liegt bei den Stiftungen oder Autoren bzw. bei den jeweiligen Fotografen.

Seite 1: ullstein bild | Seite 2: David Ausserhofer | fotolia/marog-pixcells | Seite 3-5: Yehuda Swed im Auftrag der BSW | Seite 7: picture alliance | Seite 8: fotolia/kefca |

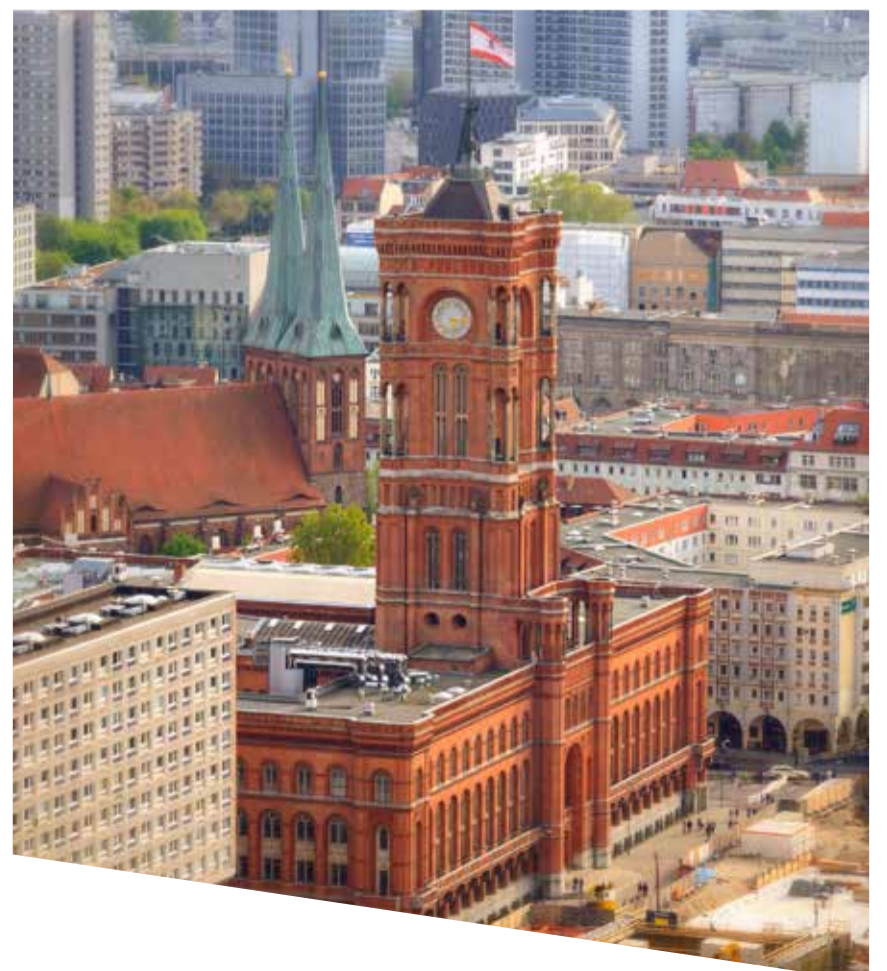
Sei engagiert, sei Stiftung, sei Berlin

6. Berliner Stiftungstag am 14. November 2014 im Berliner Rathaus • *Von Marion Röder, Senatskanzlei Berlin*

Berlins Regierender Bürgermeister Klaus Wowereit und Hella Dunger-Löper, Beauftragte für Bürgerschaftliches Engagement, laden alle Berlinerinnen und Berliner herzlich zum 6. Berliner Stiftungstag ein.

Die Veranstaltung findet am Freitag, dem 14. November 2014, von 11.00 bis 18.00 Uhr im Berliner Rathaus statt. Bis zu 75 Berliner Stiftungen haben an diesem Tag die Möglichkeit, ihre Arbeit der breiten Öffentlichkeit zu präsentieren und sich untereinander zu vernetzen. In Gesprächsrunden und Fachvorträgen werden zahlreiche stiftungsrelevante

Themen erörtert und diskutiert. Der Tag wird von Vertretern des Senats, des Bundesverbandes Deutscher Stiftungen, des Berliner Stiftungsnetzwerkes sowie der Berliner Stiftungswoche begleitet. Der Senat möchte mit der regelmäßigen Ausrichtung des Berliner Stiftungstages den Stiftungsgedanken fördern und das Engagement der zahlreichen Stifterinnen und Stifter für den gesellschaftlichen Zusammenhalt in unserer Stadt in den Fokus der Öffentlichkeit rücken und auf diese Weise auch würdigen. Weitere Informationen zum Berliner Stiftungstag finden Sie auf der Internetseite www.stiftungstag.berlin.de. ●



Intro

Die transformierte Stadt

Im Wortlaut: die 3. Berliner Stiftungsrede, gehalten am 2. April 2014 im Allianz Forum Pariser Platz • Von Harald Welzer

Vielen Dank für die Ehre, hier diese Stiftungsrede halten zu dürfen. Eine tolle Sache, wie natürlich auch dieses Thema »Vom Leben in der Stadt – Verantwortung für Veränderung«. In der Tat ist das etwas, worüber man gerade im Stiftungszusammenhang mit Gewinn nachdenken kann.

Ich möchte zunächst auf ein paar besondere Qualitäten von Städten eingehen, die meistens übersehen werden, um dann zu versuchen herauszuarbeiten, um welche Ressourcen es eigentlich geht, wenn man über Städte spricht. Im Anschluss komme ich zu der Frage, wie man mit diesen Ressourcen etwas anderes baut. Wie baut man eine transformierte Stadt?

Sie alle kennen die gegenwärtig breite Diskussion über die sogenannte große Transformation, die aus den verschiedensten Gründen notwendig ist; primär aus dem Grund, dass der Ressourcenverbrauch, der Naturverbrauch, der Energieverbrauch insgesamt viel zu hoch ist und diese Entwicklung nicht fortgeschrieben werden kann. Deshalb gibt es die Vorstellung, man müsse gerade moderne Industriegesellschaften zu zukunftsfähigen, nachhaltigen, »was auch immer« Gesellschaften transformieren. »Was auch immer« sage ich bewusst, weil niemand eine genaue Vorstellung davon hat, in was sie transformiert werden sollten. Die Vorstellung, dass man alles so weitermachen könne und gleichzeitig auch noch nachhaltig und grün sein könne, ist natürlich illusorisch.

Am Endpunkt der Überlegung zur Transformation steht deshalb ein großes Nichts, ein großes Fragezeichen. Oder eine radikale Verengung auf eine Frage, nämlich die Frage nach der Ersetzung eines fossilen Energieregimes durch ein solares Energiesystem. Damit ist die Vorstellung verbunden, dass durch eine Veränderung des Energiesystems schon alles wieder gut wird. Das wird so nicht sein. Auch darauf möchte ich noch eingehen.

Ich bin nicht der Auffassung, dass es so etwas wie eine geplante große Transformation geben könnte. Gesellschaften entwickeln sich ungleichzeitig in unterschiedlichen Teilbereichen. Sie haben eigene Logiken in den sozialen Nahräumen, ebenso wie in Bezug auf wirtschaftliche Aspekte und politische Bereiche. Insofern gibt es weder historisch noch zukünftig so etwas wie eine große

Transformation. Als Vergleich wird gern die industrielle Revolution oder gar die neolithische Revolution herangezogen, also die große Transformation vom Jäger und Sammler hin zum Ackerbauern und zur planvollen Landwirtschaft. Man übersieht dabei, dass der Zeitraum dieser Revolution je nach Historiker etwa auf 3.000 bis 5.000 Jahre veranschlagt wird. Das ist nicht so richtig schnell. Und wenn wir mal 3.000 Jahre zurückschauen, stellen wir fest, dass zwischendurch eine irrsinnige Menge an Transformationen stattgefunden hat, von denen die allerwenigsten tatsächlich antizipiert worden sind. Insofern ist die Transformation nur im Plural zu denken, als Transformationen. Sie sind sicherlich auch nur so zu denken, dass sie nicht per Masterplan entworfen und schon gar nicht umgesetzt werden können. Vielmehr handelt es sich um Praxisveränderungsprozesse, die sehr viel mehr mit Handeln als mit Entwerfen zu tun haben.

Und da kommt die Stadt ins Spiel, weil Städte im Augenblick die sich am dynamischsten verändernden »Agenturen von Transformationsprozessen« sind und mittlerweile mehr als die Hälfte der

»Und da kommt die Stadt ins Spiel, weil Städte im Augenblick die sich am dynamischsten verändernden »Agenturen von Transformationsprozessen« sind und mittlerweile mehr als die Hälfte der Weltbevölkerung in Städten wohnt.«

Weltbevölkerung in Städten wohnt. Dieser Trend wird sich in großer Geschwindigkeit fortsetzen. Man geht davon aus, dass in wenigen Jahrzehnten 70 bis 80 Prozent aller Menschen in Städten leben werden. Das wirft natürlich ein Licht auf die entstehenden Transformationsprozesse: Welche Wohnformen wird es

geben? Wie wird die Versorgung der Stadtbevölkerung sichergestellt? Welche Form von urbaner Landwirtschaft wird sich in diesem Kontext etablieren? In dieser Hinsicht sind Städte möglicherweise besser geeignet, Zukunftsprobleme zu bewältigen als ländliche Räume. Aber natürlich sind auch sie absolute Energie- und Materialverbraucher. Eine Stadt wie Berlin liegt auf Grund ihres Gesamtenergiebedarfs mit ihren CO₂-Emissionen auf dem Niveau von Kroatien. Das ist schon eine Menge Holz. Und bei anderen Städten sieht es nicht anders aus. Auch hier zeigt sich die Notwendigkeit, dass eine transformierte Stadt nicht nur grüner oder nachhaltiger zu denken ist. Sie wird eine ganz andere Stadt sein.

Ein anderer Aspekt ist die Tatsache, dass Städte in aller Regel älter und dauerhafter sind als die Reiche, die Länder, die Nationen, in denen sie liegen. Die jeweilige Staatsform ist eine relativ vergängliche Kategorie, während die Städte sehr persistent sind.

Das ist ein interessanter Aspekt. Man kann sich die Frage stellen: »Worin liegen die immanenten Beharrungskräfte dieser »Sozialform« Stadt, dass sie gewissermaßen unbeeindruckt bestehen bleibt?«

Zu dieser Frage zählt auch das Phänomen, dass Städte wieder aufgebaut werden, wenn etwas Fürchterliches passiert ist. Seien es natürliche Katastrophen, Erdbeben oder eben der Zweite Weltkrieg: Flächenbombardierung und Totalzerstörung von Städten. Sie werden in aller Regel wieder aufgebaut und nicht aufgegeben. Warum eigentlich?

Man kann sicher sagen, dass Städte wieder aufgebaut werden, weil sie nicht zufällig dort liegen. Sie liegen meist an geografisch sehr günstigen Orten. Diese Lage gibt man nicht ohne Not auf, selbst unter veränderten Verhältnissen. Darüber hinaus ist in Städte natürlich sehr viel materiell investiert worden. Das macht es lohnenswert, dort zu bleiben und die Infrastrukturen wieder zu rekonstruieren, anstatt alles neu zu erfinden. Aber der wichtigste Punkt ist sicherlich, dass Städte immaterielle Qualitäten in dem Sinne aufweisen, dass sie Identität für ihre Bewohnerinnen und Bewohner stiften und dass sie voller Gedächtnis sind. Städte sind Gedächtnisse, die Orientierung geben, an die sich Lebensläufe und Familiengeschichten binden, sowie politische Ereignisse, literarische, ästhetische, künstlerische Ausdrucksformen. Das heißt, die immaterielle Dimension



des Lebens in der Stadt spielt offensichtlich eine enorm große Rolle dafür, dass Städte überdauern. Das finde ich einen äußerst spannenden Punkt. Was macht es aus, dass Städte in dieser Weise als Ressourcen funktionieren? Also als materielle Ressourcen, zweifellos, aber insbesondere auch als soziale Ressourcen. Als etwas, worauf man sich beziehen kann und woraus man etwas beziehen kann, wo sich ein Wir-Gruppgefühl entwickeln kann. Selbst in unseren hoch mobilen Zeiten gilt, dass die Zugehörigkeit auf den Ort, an dem man ist, für Menschen eine sehr große Rolle spielt. Übrigens wechseln 50 Prozent aller Menschen selbst in einem Land wie der Bundesrepublik niemals ihren Wohnort. So mobil sind die Zeiten also vielleicht gar nicht, wie sie zu sein scheinen.

Auch hier liegt einer der Gründe dafür darin, dass es offensichtlich für die Individuen wertvoll ist, irgendwo hinzugehören. Das ist nicht beliebig. Es gehört zu ihrer Identität. Und umgekehrt, würde es nicht zur Identität dazugehören, würde man auch keine Motivation haben, sich für eine Stadt zu interessieren,

sich in ihr zu engagieren oder sich betroffen zu fühlen, wenn etwas verändert wird. Und da treffen wir auf einen möglichen Problembereich zukünftiger Stadtentwicklung. Ist der Aspekt der Stadtressource eigentlich für Investoren und Stadtplaner eine interessante Kategorie? Wer wohnt dort? Was sind die immateriellen Qualitäten? Was sind Potenziale für Selbsthilfe, für Solidarität? Sind diese Aspekte präsent und werden berücksichtigt, wenn man heute über Investoren-basierte Stadtentwicklung nachdenkt? Schwierig.

Ein anderer Aspekt: Würde zur Weiterentwicklung einer Stadt, die diese Form sozialer Qualitäten hat, mittelfristig gehören, dass sie ganz wesentlich von einem einzigen Element, dem Auto, strukturiert ist? Bietet dieses Element eine langfristige Perspektive?

Wir können uns das Auto nicht mehr aus der Stadt weg denken, aber das ist nicht notwendigerweise so. Und es ist eigentlich sogar merkwürdig, dass man es für völlig normal hält, dass öffentlicher Raum in dieser Form okkupiert wird. Nicht nur der Raum, auch



3. Berliner Stiftungsrede

» der akustische Raum. Es macht Lärm, ist gefährlich und der Bewegungsraum wird eingeschränkt. Es gibt sehr interessante Studien aus den frühen 1930er Jahren von Martha Muchow, einer ungewöhnlichen Entwicklungspsychologin. Sie wollte herausfinden, welcher Raum Kindern als Bewegungsraum dient. Dabei unterschied sie Lebensraum, Spielraum und Streifraum. Die Kinder wurden vor Stadtkarten gesetzt und interviewt. Sie sollten sagen, wo sie schon gewesen sind. Aber natürlich nicht wie heute mit Helikopter-Eltern im SUV zum Chinesisch lernen, sondern eigenständig, ohne unter Kontrolle zu sein. Das erstaunliche Ergebnis war, dass selbst für 8- bis 12-Jährige der durchschnittliche Streifraum mehr als acht Kilometer umfasste.

Ein sozialer Raum, der eigenständig erschlossen werden kann, ohne dass man besorgt sein muss. Zur Kindheit gehörte vielmehr die eigenständige Erschließung und Welterfahrung dazu. Das ist interessant, weil uns das heute nicht mehr möglich erscheint. Die Parameter eines Stadtraums sind vollkommen anders strukturiert und Prioritäten anders gesetzt. Man muss sich vorstellen, wie eine Stadt funktionieren würde, wenn man sie zur autofreien Zone erklären würde. In Salzburg gibt es die schöne Initiative »Verkehr e.V.«. Der Verein begrünt Straßenkreuzungen, meistens erlaubt, manchmal auch unerlaubt. Die Helfer rollen einfach Rasen aus. Plötzlich wird für ein paar Stunden erfahrbar, dass diese bedrohliche lärmerzeugende Situation nicht naturnotwendig und gottgegeben ist. Man kann dort sitzen und es ruhig haben. Man kann sich begegnen und kommunizieren.

Wir alle leben in Welten totaler Selbstverständlichkeit und wollen diese Selbstverständlichkeiten immer weiter optimieren. Gerade mit Möglichkeiten des öffentlichen Nahverkehrs, Sharing-Systemen oder modularen Verkehrssystemen könnte man jedoch öffentlichen Raum wieder gewinnen. Dadurch ergeben sich andere Möglichkeiten der Begegnung und der Kommunikation. Die Nutzung der identitären Ressource derjenigen, die so eine Stadt beleben und dort wohnen, könnte in einem viel größeren Maße zur Geltung gebracht werden. Und diese Menschen würden in den Wandlungsprozess einer solchen sozialen Einheit Stadt einbezogen werden. Wenn man Stadt in diesem Sinne anders denkt, eröffnen

sich auch neue Perspektiven auf Transformationsmöglichkeiten. Nicht von der Expertenseite her, sondern von der Seite derjenigen, die sowieso vor Ort sind und mit diesem sozialen und gebauten Raum etwas machen. Ein Beispiel: Die notwendigen Energiesparmaßnahmen werden meist erfüllt, indem Dämmplatten besorgt werden und diese an die Fassade nagelt. Der Energieeffizienz ist dann Genüge getan. Dieses Problemlösungsmodell ist typisch für unsere Gesellschaft: Man erhöht den Aufwand, bevor man nachhaltig wird. Das ist wichtig zu verstehen. Unsere Gesellschaft besitzt eine strukturelle Nicht-Nachhaltigkeit. Das muss auch so sein, denn Wachstumswirtschaft setzt Nicht-Nachhaltigkeit voraus. Von allem muss immer mehr da sein. Darum braucht man auch immer mehr Material, mehr Energie, mehr Mobilität, um das alles bereitzustellen. Das Zauberwort der Nachhaltigkeit kommt dann am Schluss. Also produziert man Dämmplatten, die einen enorm hohen Entsorgungsaufwand haben werden, wenn man in zehn Jahren feststellt, dass das hinsichtlich der Belüftung der Räume doch nicht besonders günstig war. Und selbst wenn doch, muss das Material irgendwann entsorgt werden. Wir haben dann den Klassiker der enorm aufwendigen Produktion, Verarbeitung und Entsorgung, um Energiesparziele zu erfüllen.

Dieses System nennt sich technische Intelligenz oder auch Unintelligenz, die hier zum Tragen kommt. In einer Stadt gibt es aber zusätzlich eine ganz andere Ressource, nämlich soziale Intelligenz. Man könnte sagen: »Liebe Leute, uns ist es vollkommen egal, wie ihr die Energiesparziele erfüllen wollt, die wir aus Zukunftsgründen für wichtig und für richtig halten. Wir haben das Ziel 20 Prozent weniger bis zum Jahr 2020 und 30 Prozent bis 2030. Tut euch quartiersweise zusammen und überlegt, wie ihr diese Einsparziele erzielt.« Dann brauche ich womöglich gar keine Dämmplatten. Man kann auch eine Car-Sharing-Initiative gründen und die individuellen Fahrzeuge abschaffen. Man kann Einkaufsgemeinschaften gründen. Vom Gesamtenergieaufwand ist man so vielleicht viel besser, als wenn man sich Platten ans Haus nageln lässt.

Soziale Intelligenz ist eine enorme Ressource, wenn man akzeptiert, dass diejenigen, die Bewohner einer Stadt sind, auch die Expertinnen und

Experten für das Weiterleben in dieser Stadt sind. Dass die Experten und Expertinnen nicht zwingend diejenigen sind, die man normalerweise für Experten der Entwicklung hält. Es hat turnusmäßig immer wieder Versuche gegeben, bei Stadtbau und Stadtentwicklung die Bevölkerung miteinzubeziehen. So gab es in den USA der 1960er Jahre eine sehr starke Bewegung, die unter dem Begriff der »Anwaltsplanung« firmierte. Als initiales Ereignis hatte es in einem sehr heruntergekommenen Stadtteil von Chicago eine großangelegte Umbauplanung gegeben. Sie wurde am Reißbrett entworfen und sollte, wie es heute heißen würde, implementiert werden. In diesem Stadtviertel, das sowohl vom Bildungs- als auch vom Einkommens-

» Soziale Intelligenz ist eine enorme Ressource, wenn man akzeptiert, dass diejenigen, die Bewohner einer Stadt sind, auch die Expertinnen und Experten für das Weiterleben in dieser Stadt sind. «

niveau am untersten Ende der Gesellschaft stand, formierte sich eine Gruppe von immerhin 1.500 Bürgerinnen und Bürgern, die deutlich machten: »Wenn ihr für uns plant, werden wir behandelt wie kleine Kinder. Das ist unser Stadtteil, wir werden weiterhin hier leben. Da wäre es doch sinnvoll, unsere Expertise jetzt zur Kenntnis zu nehmen.«

Eine sehr spannende Sache. Dieses Initial hat dazu geführt, dass ein Teil der Bürgerschaft miteinbezogen wurde und am Ende tatsächlich ein interessantes Ergebnis entstanden ist. In den Folgejahren entwickelte sich daraus eine Art soziale Bewegung. Das Problem war offensichtlich: Die Menschen wurden nicht »mitgenommen«. Vielmehr kam es zu einer Umkehrung der Perspektive, wer

Experte ist und wer Laie. Diejenigen, die nicht dort leben, sind zunächst die Laien in Bezug auf den sozialen Raum vor Ort. Diejenigen, die dort leben, sind die Experten und Expertinnen mit ihrem Wissen, ihren Prioritäten, ihren Erfahrungen mit dem sozialen Zusammenhang und ihren Netzwerken. Der Vorteil ist, dass solche Umbauten dann mitgetragen und unterstützt werden können. Das populäre Wutbürgerphänomen, das ich sehr polemisch finde, oder dieses »not in my backyard« würde gar nicht entstehen, würde man von vornherein die Perspektive umkehren.

Wenn man darüber nachdenkt, wie moderne Städte zukunftsfähig gemacht werden, sollte man nach den vorhandenen Daseinsbewältigungserfahrungen schauen. Das klingt hochtrabend. Wir bewältigen alle tagtäglich unser ganzes Leben, unser Dasein. Doch gerade Menschen, die in wesentlich unterprivilegierten Situationen sind und deutlich schlechter gestellt sind als andere, sind die besseren Daseinsbewältiger. Denn sie können in der Regel mit einer sehr schlechten Ressourcenlage umgehen. Sie haben gute Selbstorganisationsstrategien, Netzwerke etc.

Zurück zu der Frage, wie man die Entwicklung von Städten denken könnte. Was bedeutet eigentlich die Entwicklung von Städten? Bedeutet es Abriss und Neubau? Der Anteil von Bauabfällen an der Gesamtmüllmenge in diesem Land liegt bei 50 Prozent. Das ist häufig hochtoxischer Müll. Es gibt unter Architekten und Planern eine Bewegung die sagt: »Wir bauen gar nichts mehr neu.« Man braucht nämlich nichts Neues. Schon gar nicht bei dieser demografischen Entwicklungsperspektive. Es gibt Bestände, die einfach umgebaut werden oder anders genutzt werden können.

Der hier in Berlin ansässige Architekt Arno Brandhuber hat gerade in Krampnitz die »Anti-Villa« gebaut. Es handelt sich um ein extrem hässliches Funktionsgebäude in wunderschöner Lage, bei dem in Bezug auf Energieeinsparung alles ordnungsgemäß erfüllt wurde. Aber nicht, indem man das Haus gedämmt und energieeffizient gemacht hat, sondern durch eine unterschiedliche saisonale Nutzung. Das Haus bekommt einen zentralen Wärmebereich, unter anderem mit einer Sauna. Die anliegenden Räume sind auch in der kalten Jahreszeit noch warm, während entferntere Räume entweder nicht genutzt oder mit einem Pullover betreten werden.

Solche Konzeptionen entwickelt man mit den künftigen Nutzern. Nur sie können sagen, was sie brauchen. Sie nutzen, was da ist und versuchen, es anders zu definieren und anders auszuwerten. Städte sind dafür die Reallabore par excellence. Dieser Vortrag heißt »Die transformierte Stadt«. Daher noch einmal die Frage: Stellt man sich eine transformierte Stadt wie eine heutige vor oder ist sie etwas völlig anderes? Hat sie andere Verkehrsformen? Hat sie andere Aushandlungsformen auf der Ebene des Sozialen? Hat sie dieselbe Geschwindigkeit? Müssen wir die transformierte Stadt in Kategorien erhöhter oder verringerter Effizienz denken? Sie kennen die Beispiele aus der Mitte des 19. Jahrhunderts in Paris? Da gab es eine Gegenbewegung zu der Beschleunigung, die man durch Einführung neuer Technologien hatte, die Eisenbahn beispielsweise. Da gingen die Dandys mit der Schildkröte oder dem Hummer spazieren um zu demonstrieren, dass sie Zeitreichtum besitzen, dass sie sich den neuen Geschwindigkeitsnormen nicht unterwerfen. Heute ist es stattdessen normal, auch noch im Flieger oder in der Bahn oder in der Badewanne zu arbeiten. Warum eigentlich, wenn die moderne Gesellschaft doch so hocheffizient ist? Wieso müssen eigentlich alle immer mehr arbeiten? Das ist doch seltsam, oder?

Kehren wir die Perspektive einmal um: Nicht die Erhöhung, sondern die Verringerung von Effizienz wäre dann die Zukunft. Wenn man Geschwindigkeit rausnimmt, braucht man schließlich auch nicht so viel Energie aufzuwenden. Was ich damit sagen will ist, dass die transformierte Stadt nach anderen Parametern funktionieren könnte, als sie es gegenwärtig tut. Man darf sich Zukunft nicht als hochskalierte Gegenwart vorstellen, wenn sie zukunftsfähig sein soll. Wenn wir über Fragen von Zukunftsfähigkeit und Nachhaltigkeit nachdenken, leben wir eigentlich in einer totalen Paradoxie. Diese Paradoxie lässt sich folgendermaßen beschreiben: Unsere Wachstumswirtschaft und die an sie gebundene Form von Gesellschaft, sind das erfolgreichste historische Modell, das vorstellbar ist. Es gab nichts, was hinsichtlich der Hebung des Lebensstandards vergleichbar wäre. Sei es die Verdopplung der Lebenserwartung in einem Zeitraum von etwa 100 Jahren, wie es in den sogenannten frühindustrialisierten Gesellschaften der Fall gewesen ist. Oder die Bereitstellung eines solchen



3. Berliner Stiftungsrede

»

Niveaus an Versorgungsleistung, wie es die Nachkriegsgesellschaften geleistet haben. Wir haben mit dieser kapitalistischen Wachstumswirtschaft eine Zivilisierungsmaschine geschaffen, die völlig unvergleichbar ist. Das Problem besteht darin, dass man das alles wieder preisgibt, wenn man so weitermacht. Das ist die große Paradoxie.

Wir können auf der einen Seite sagen: »Okay, was gewonnen worden ist, ist ein unglaublicher materieller Standard, eine riesengroße Komfortzone für die überwiegende Mehrheit der jeweiligen Bevölkerung.« Was aber auch gewonnen wurde, sind immaterielle Zivilisierungsvorteile wie Demokratie, freiheitliche und rechtsstaatliche Ordnung oder die Prinzipien der Gesundheits-, Sozial- und Bildungsversorgung. Man kann von »immateriellen zivilisatorischen Standards« sprechen. Wenn wir jetzt so weitermachen wie bisher, wird man diese Standards auf Grund der ökologischen Probleme, die wir verursachen, preisgeben müssen. Es gibt im Moment Diskussionen darüber, ob Demokratie eigentlich ein gutes Modell ist, um die Welt zu retten: Vielleicht geht es ja mit autokratischen Systemen viel besser? Diese Diskussionen werden auch in gewissen Teilen der Ökobilanz ernsthaft geführt. Ich glaube daher, dass die Fortsetzung dieser Entwicklungsrichtung eine zunehmende Stresssituation verursachen wird. Auf der Ebene des Gesellschaftlichen und der Politik bedeutet das immer, dass weniger proaktiv und mehr reaktiv gehandelt wird. Die Entscheidungen werden dementsprechend restriktiv und entsprechend verengter werden unsere Handlungsräume.

Die große Aufgabe, wie ich sie formulieren würde, ist also nicht primär in Kategorien des Ökologischen oder des Klimas zu denken und daraus die Maßnahmen abzuleiten. Vielmehr sollten wir daran denken, welchen Zivilisierungsstandard wir erhalten möchten. Und wenn ich diesen immateriellen Zivilisierungsstandard erhalten möchte, dann werde ich den Ressourcenverbrauch, den Materialverbrauch, den Energieverbrauch um so etwas Gigantisches wie den Faktor fünf reduzieren müssen. Also auf 20 Prozent des heutigen Standards zurückfahren. Ansonsten erreichen wir bald das Ende der Sackgasse.

Das Problem ist nur: Niemand weiß, wie das geht. Niemand weiß, wie eine solche Gesellschaft aussieht mit 20 Prozent des aktuellen Aufwands. Auch

niemand in der Wissenschaft. Das weiß auch niemand in Forschung und Entwicklung. Das weiß überhaupt niemand, weil wir kein Modell für eine moderne Gesellschaft mit einem solchen verringerten Aufwand haben. Die Aufgabe besteht also darin, so ein Modell jetzt zu entwickeln. Es wird darum gehen, Kombinatoriken zwischen dem herzustellen, was bewahrenswert ist und dem, was dringend verändert werden muss.

Denken Sie an die wesentlichen sozialen Innovationen, die es im vergangenen Jahrhundert, auch in kürzeren Zeiträumen, gegeben hat. Das Car-Sharing zum Beispiel ist nicht an Unis erfunden worden. Es ist eine bürgergesellschaftliche Idee gewesen, die sich unter großen Schwierigkeiten und vielem Belächeln entwickelt hat. Der Erfolg ist mittlerweile so groß, dass sogar die Autoindustrie darauf gekommen ist, für sich eine gewisse Zukunft in solchen Modellen zu sehen. Das gilt genauso für die erneuerbaren Energien, die auch nicht aus den Universitäten oder aus der Industrie kommen. Ihre Entwicklung war ein Reflex auf die Notwendigkeiten, die von der sich entwickelnden Ökobilanz identifiziert wurden. Sie wollten nicht nur kritisieren, sondern auch etwas dagegen setzen. Das bastlerhafte Entwickeln von technischen Alternativen, die wir heute in das Projekt der Energiewende hochskaliert haben, war ein zivilgesellschaftliches Projekt. Es wurde in keiner Weise von der Wissenschaft vorgedacht. Wissenschaft ist im Marketing unglaublich gut, weil noch heute die meisten Leute glauben, dass es unglaublich innovativ sei, was an Universitäten und Akademien erdacht würde. Das stimmt aber gar nicht.

Wissenschaft ist gut im Optimieren von Dingen, die von woanders kommen. Das war schon bei der Dampfmaschine der Fall, die auch keine wissenschaftliche Erfindung war, sondern eine handwerkliche. Man kann in der Geschichte bedeutender Fortschritte immer wieder sehen, dass diese Fortschritte weder aus der Wissenschaft kommen, noch durch politischen Willen getriggert wurden. Die beiden gesellschaftlichen Funktionseinheiten Wissenschaft und Politik wirken steuernd oder optimierend, aber nicht kreativ. Sie sind es schlicht nicht.

Und warum nicht? Weil in der Gesellschaft selbst am deutlichsten spürbar wird, wo Veränderungsbedarf besteht. Und dort werden die Dinge dann auch

ausprobiert. Da wird geschaut, wie weit man damit kommt. Und das ist meiner Meinung nach die Stelle, in der Stiftungen eine sehr große Rolle spielen – gerade beim Thema des Lebens in der Stadt.

Stiftungen haben die Funktion, bei zivilgesellschaftlichen Aktivitäten anzusetzen und sie genau an der Stelle zu unterstützen, wo sie vielleicht noch einen kleinen Schub brauchen, um mainstreamig zu werden. Ich glaube, das ist ein ganz zentraler Punkt. Und ich glaube auch, dass die Stadt das Reallabor ist, in dem es sich anzuschauen gilt, welche erfolgsversprechenden Geschichten aktuell entwickelt werden.

Und das Spektrum ist groß. Berlin ist schließlich eine Stadt von Repair-Cafés, von Do-it-yourself-Läden und von

—

»Wir haben mit dieser kapitalistischen Wachstumswirtschaft eine Zivilisierungsmaschine geschaffen, die völlig unvergleichbar ist. Das Problem besteht darin, dass man das alles wieder preisgibt, wenn man so weitermacht.«

—

Tauschbörsen. Und von der berühmtesten Entwicklung der Community-Gardens braucht man glaube ich gar nicht mehr zu sprechen. Community-Gardens sind eine wahnsinnig interessante Entwicklung. Die bekanntesten sind die Prinzessinnengärten hier in Berlin, nicht erfunden von Wissenschaftlern, sondern eigentlich aus der Kunst kommend. Innerhalb weniger Jahre hat diese soziale Innovation »Gemeinschaftsgarten« einen weltweiten Siegeszug angetreten. Es gibt keine größere Stadt auf der Welt, in der es nicht diese Form des Gemeinschaftsgartens gibt. Welcher Sonderforschungsbereich, welche Exzellenz-Universität hätte einen solchen Impact jemals erzeugt? Was ist dort eigentlich gemacht worden, was

eine solche Skalierungswirkung hätte? Wenn der Erfolg sichtbar ist, wird es interessant. Plötzlich stellt man sich auf der Ebene der Kommunen die Frage, warum man das Initiativen überlassen muss. Sie sagen beispielsweise: »Wir machen den ganzen Stadtraum zu einem essbaren Garten. Wir brauchen doch Grünflächen nicht zur Kontemplation alleine, sondern es können auch Kartoffeln oder Kirschen dort angebaut werden.« So wie in Andernach, der essbaren Stadt, die modellhaft bei dieser Idee vorangegangen ist und seit einigen Jahren sehr erfolgreich den ganzen Grünraum der Stadt zu einem Nutzgarten gemacht hat. Und in Andernach kann man etwas sehr interessantes in Bezug auf die Identitätsressource beobachten: Die Bewohner der Stadt finden das Projekt wahnsinnig gut. Sie erleben ihre Stadt plötzlich anders und verschaffen sich selber Kenntnisse. Die haben inzwischen so viele Preise gekriegt, dass auch die öffentliche Ausstrahlung auf die einzelnen Bürgerinnen und Bürgern zurückwirkt. Die Leute sagen voller Stolz: »Wir sind die mit der essbaren Stadt.«

Im nächsten Schritt muss eine Großstadt nachziehen. In Mainz gibt es bereits einen entsprechenden Ratsbeschluss. Das heißt, auch hier hat man eine unfassbare Skalierungswirkung. Anfangs war es nur mal so eine Idee, temporär Brachflächen in der Stadt anders zu nutzen. Und das ist auch das große Geheimnis sozialer Intelligenzanwendung: dem vorhandenen einen anderen Sinn verleihen. In Berlin gibt es die sehr gute Idee, den Spreekanal wieder zu einem städtischen Flussbad zu entwickeln. Das ist ökologisch unheimlich interessant, bedeutet aber gleichzeitig auch eine Rückeroberung des städtischen Raums. Flussbäder waren Anfang des vergangenen Jahrhunderts schließlich eine vollständige Selbstverständlichkeit in Städten. Wir können das wieder erreichen. Eine Zusammenfassung all solcher Entwicklungen finden Sie in der inzwischen doch extrem starken Transition-Town-Bewegung. Eine Bewegung, die ebenfalls nicht aus der Wissenschaft kommt. Stattdessen tritt sie mit der Überlegung an, dass alle Ressourcen für eine Veränderung in den Städten schon vorhanden sind. Das Charmanteste an der Transition-Town-Entwicklung ist, dass sie Menschen einbezieht, die dadurch eine andere Erfahrung mit sich selbst machen.

Sie erleben sich als wirksam, während man in der fremdgesteuerten und durchgestalteten Landschaft normaler Städte normalerweise überhaupt keine Selbstwirksamkeitserfahrung macht. Dort fühlt man sich eher als Objekt eines Treibens.

Das heißt, sobald ich diese Form der Reallabore zulasse, machen Menschen andere Erfahrungen mit sich. Und wenn sie diese Erfahrung positiv erleben, dann machen sie damit auch weiter. Das ist das Erfolgsrezept von Transition-Town, von Community-Gardens, von Gemeinwohlökonomie – von allen sozialen Neuerungen, die einen großen Zulauf haben. Ich will das überhaupt nicht euphorisch darstellen. Wir reden hier über Dinge, die sich im einstelligen Prozentbereich befinden. Aber auch da muss man sagen, das war bei sozialen Bewegungen noch nie anders.

Schließen möchte ich mit einem Geheimnis oder vielmehr einer Unterstellung. Ich weiß nicht, ob es zutreffend ist, aber es scheint mir plausibel und einleuchtend. Es gibt ja hier in dieser Stadt so ein Flughafenprojekt. Es ist ein faszinierendes Projekt. Es ist ja einfach geradezu unvorstellbar, wie viel Ressourcen in etwas gesteckt werden, was nie funktionieren wird. Ich glaube, der letzte Stand waren 68.000 festgestellte Fehler. Das ist eine Menge, oder? Die Planungshorizonte sind mittlerweile in einem eher poetischen Raum angesiedelt. Dann diese Personalrochaden. Mein Verdacht ist: Das ist Transition-Town. Es ist die Absicht, die erste Metropole der Welt ohne Flughafen zu haben. Das ist gut, denn Berlin könnte als führende Transition-Town diesen Flughafen nachnutzen als Mobilitätsmuseum des 20. Jahrhunderts. Da hat man dann auch noch was davon. In diesem Sinne wünsche ich Ihnen einen schönen Abend. ●

Der Philosoph Harald Welzer hielt am 2. April 2014 im Allianz Forum am Pariser Platz die 3. Berliner Stiftungsrede. Mit dem Format möchte die Berliner Stiftungsrunde wichtige Impulse zu aktuellen Diskussionen setzen. In der Berliner Stiftungsrunde treffen sich rund 30 namhafte Stiftungen und Organisationen mit dem Ziel, die Berliner Stiftungslandschaft wieder zu beleben und die Arbeit der Stiftungen öffentlich zu machen. Die von ihr ins Leben gerufene jährliche »Berliner Stiftungswoche« findet bereits in vielen Städten Nachahmer.



3. Berliner Stiftungsrede

»Suchet der Stadt Bestes«

Sonntagspredigt, Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Kirche, gehalten am Sonntag Judika, 6. April 2014, 10 Uhr • Von Pfarrer Martin Germer

Liebe Gemeinde! »Vom Leben in der Stadt« heißt das Thema der Berliner Stiftungswoche. Über 120 Stiftungen präsentieren in diesen Tagen ihre Arbeit. Da gibt es die Stiftung »Schüler helfen leben«, die sich für syrische Flüchtlinge einsetzt, und eine Krebsstiftung, die sich besonders um die Kinder krebskranker Eltern kümmert. Das geht weiter mit der Freudenbergstiftung, der es um die Bildung von Kindern in Neukölln geht, und über die Deutsche Stiftung Denkmalschutz bis hin zur Heinz-Sielmann-Stiftung, die Anregungen zur naturnahen Gestaltung von Firmengeländen gibt, oder zur Robert-Bosch-Stiftung, die in einem Projekt mit fußballbegeisterten Jugendlichen Themen wie Rassismus, Homophobie, Drogen und Diskriminierung angeht. Kleine, aus persönlichem Engagement und persönlicher Betroffenheit erwachsene Stiftungen mit einem ganz bestimmten Zweck sind genauso dabei wie die Großen der Branche, die mit ihrem Geld und mit ihrem Know-how eine Vielzahl von Initiativen und Projekten fördern.

Sie alle wollen zeigen, dass es sich lohnt, sich zu engagieren für das »Leben in der Stadt«, ganz aktiv mit eigener Zeit, eigener Kraft und Leidenschaft, oder mit Spenden oder indem man, sogar über das eigene Lebensende hinaus, Stiftungen Geld vermacht. Auch wir sind beteiligt, als »Stiftung Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche« mit unserer Verantwortung für diese Kirche in ihrer Bedeutung für Berlin, und ebenso andere kirchliche Stiftungen, sei es die Kulturstiftung St. Matthäus oder das Evangelische Johannesstift.

»Vom Leben in der Stadt« heißt die große Überschrift. Und der Untertitel lautet: »Verantwortung für Veränderung«. Denn die Welt, in der wir leben, ändert sich ständig. In den Städten ist das stärker als anderswo zu spüren. In Berlin, da ist die Dynamik seit etlichen Jahren sogar besonders stark. Zum Glück! Denn das soll auch so sein. Wir brauchen Weiterentwicklung in vielen Bereichen. Wir müssen auf Entwicklungen reagieren. Zum Beispiel, dass wir Menschen immer älter werden, darauf muss die Stadt antworten. Oder dass wir Teil einer globalisierten Welt sind und dass darum in einer großen Stadt Menschen aus einer Vielzahl von Nationen zusammen leben und aus noch viel mehr unterschiedlichen Kulturen: Das trägt zum Reiz einer

Stadt wie Berlin bei; viele von Ihnen, die Sie jetzt vielleicht gerade hier zu Besuch sind, werden das bestätigen. Es stellt aber auch vor neue Aufgaben. Und die dafür nötigen Veränderungen sollten wir nicht nur den Politikerinnen und Politikern überlassen, sondern da sind wir an unserem Ort, mit unseren Möglichkeiten auch jeweils selbst gefragt.

Wir tragen »Verantwortung für Veränderung« in dem Sinne, dass wir uns für nötige Veränderungen einsetzen – und dass wir ihnen nicht ohne Not im Wege stehen. Wir tragen »Verantwortung für Veränderung« aber auch in dem Sinne, dass die Veränderungen in die richtige Richtung gehen sollten. Sie sollen wirklich der Allgemeinheit und der Entwicklung im Ganzen zugute kommen und

den nach Babylonien verschleppten Israeliten gesagt. Ihnen rät der Prophet: Hörst auf, mit eurem Schicksal zu hadern, auch wenn ihr jetzt so lange schon in der Fremde leben müsst und wahrscheinlich unter bescheideneren Bedingungen als früher. Nehmt dies jetzt als euer Leben an. Tut, was ihr könnt, um für euch und eure Familien zu sorgen. Und geht noch darüber hinaus: »Suchet der Stadt Bestes«, setzt euch aktiv für das Wohl der Stadt im Ganzen ein. Und, ebenso wichtig: »Betet für sie zum Herrn«! Die Entwicklung der Stadt, in der ihr jetzt lebt, soll euch so zum Herzensanliegen werden, dass ihr Gott für sie um Beistand und Hilfe bittet, um Wohlergehen und Frieden und Bewahrung. »Suchet der Stadt Bestes«: Das gilt dann natürlich erst recht da, wo ihr

Babylonien Verbannten: Lasst euch auf das ein, was jetzt euer Ort ist. Seid so frei! »Suchet der Stadt Bestes...«, und betet für sie zum Herrn; denn wenn's ihr wohlgeht, so geht's auch euch wohl.«

Hier ist die Reihenfolge wichtig. Nicht: Was mir nützt, wird am Ende auch irgendwie der Allgemeinheit nützen. Das ist ja manchmal das etwas kurzschlüssige Credo der Wirtschaft. Sondern umgekehrt: Was der Allgemeinheit zugute kommt, das dient auch dem eigenen Wohlergehen. So könnte dies wohl der grundlegende Impuls für alles Stiftungshandeln und auch für alles sonstige gesellschaftliche Engagement in christlicher Verantwortung sein. Besonders ist darin auch die »Verantwortung für Veränderung« inbegriffen. »Suchet der Stadt Bestes«, das lenkt den Blick nach vorne, auf das, was die Stadt künftig braucht, auf das, was werden soll zum Besten für alle. Das ermutigt dazu, dass wir neuen Entwicklungen offen begegnen und sie mitgestalten eher, als dass wir uns aus Furcht vor Veränderungen ganz am Bisherigen festklammern. »Suchet der Stadt Bestes und betet für sie zum Herrn«, das sind zwei Sätze aus der Freiheit des Glaubens.

Doch ist das noch nicht alles, was heute »vom Leben in der Stadt« und zu unserer christlichen »Verantwortung« zu sagen ist. Als Predigttext am heutigen fünften Sonntag der Passionszeit, acht Tage vor dem Beginn der Karwoche, bekommen wir ein Stück aus dem Hebräerbrief zu hören. Dort geht es zufällig auch um unser Verhältnis zur Stadt, jedenfalls am Schluss dieses kurzen Abschnitts:

»Jesus hat, damit er das Volk heilige durch sein eigenes Blut, gelitten draußen vor dem Tor. So lasst uns nun zu ihm hinausgehen aus dem Lager und seine Schmach tragen. Denn wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige suchen wir.«

Hier wird die Stadt anders und viel kritischer gesehen. Der Hebräerbrief erinnert daran, was Jesus selbst in der damaligen Stadt Jerusalem angetan wurde. Wie man dort beschlossen hat, ihn für immer zum Schweigen zu bringen, und wie er dann auf Befehl der Machthaber, aber mit großer Zustimmung auch vieler anderer aus der Stadt hinausgeschafft und »draußen vor dem Tor« schmachvoll ums Leben gebracht wurde.

Der Hebräerbrief erinnert an diesen Leidensweg Jesu hinaus aus der Stadt und findet darin wohl auch Erfahrungen aus der Gegenwart der eigenen Gemeinde angesprochen. Offenbar sah man sich

mit seinem Glauben, mit dem, was einem selbst wichtig war, an den Rand gedrängt und zu Außenseitern gemacht. Darum schreibt der Verfasser des Hebräerbriefs nicht wie Jeremia »Suchet der Stadt Bestes«. Vielmehr ermutigt er die Christen, dass sie bewusst den Weg Jesu mitgehen und die »Schmach«, das Außenseiter-Dasein auf sich nehmen. »Denn wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige suchen wir.«

»Die zukünftige suchen wir.« Das Leben jetzt, das soziale Gefüge, in dem wir uns heute befinden, die Stadt der Gegenwart, das ist nicht das Entscheidende. Sie ist nicht das, was bleiben soll. Wir müssen uns nicht um jeden Preis daran festhalten. Wir sind unterwegs. Wir sind auf der Suche. Da gibt es etwas, auf das gehen wir zu und das kommt uns entgegen. »Wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige suchen wir.«

Im Grunde ist das ein Glaubens-Bekenntnis. Wer an Jesus Christus glaubt, der weiß, dass die Gegenwart nicht alles ist und auch nicht das Entscheidende. Wer an Jesus Christus glaubt, den Kreuzigten und Auferstandenen, für den gibt es Hoffnung, die über das Gegenwärtige und auch über das Leben im Ganzen hinausweist. Da kommt etwas auf uns zu, von Gott her, da wollen wir getrost drauf zugehen. Das wollen wir suchen, und das will Gott uns finden lassen. Da will er selbst sich von uns finden lassen (vgl. Jer. 29, 13f.).

Weil wir dies aber aus unserem Glauben heraus erwarten können, darum müssen wir uns aus diesem Leben auch nicht weg wünschen oder wegträumen, sondern können die Gegenwart in der Tiefe unseres Herzens getrost annehmen, auch da, wo sie alles andere als schön und angenehm ist. So hören wir es hier. Denn da können wir uns in besonderer Nähe zu Jesus selbst wissen und zu dem Weg, den er für uns gegangen ist. »Lasst uns nun zu ihm hinausgehen aus dem Lager und seine Schmach tragen.«

Es ist ja leider nicht so, dass es in der Stadt allen Menschen gut geht. Es gibt auch Menschen, die finden sich sehr am Rande oder sogar ganz außerhalb des normalen Miteinanders; die müssen selbst in unserem heutigen Sozialstaat unter sehr schweren Bedingungen leben: Flüchtlinge ohne Arbeitserlaubnis; Pflegebedürftige Alte in ihren Wohnungen, die außer der Hauspflegerin keinen haben, der nach ihnen sieht; Mütter, die allein, ohne Großeltern in der Nähe, für ihre Kinder sorgen müssen und wo ein

»Es ist leider nicht so, dass es in der Stadt allen Menschen gut geht. Es gibt auch Menschen, die finden sich sehr am Rande oder sogar ganz außerhalb des normalen Miteinanders.«

nicht bloß den Interessen einzelner nützen. Es soll dabei möglichst niemand unter die Räder kommen. Diejenigen, denen eine Veränderung Nachteile bringt, sollen zumindest Hilfe erfahren.

In diesem doppelten Sinne haben wir gerade auch als Christinnen und Christen »Verantwortung für Veränderung«. Das haben wir eben schon in den schönen Worten aus dem Jeremia-Buch gehört: »Suchet der Stadt Bestes...«, und betet für sie zum Herrn; denn wenn's ihr wohlgeht, so geht's auch euch wohl.« (Jer. 29, 7) Das ist gewissermaßen der Grundtext unserer christlichen Mitverantwortung für das Miteinander in der Stadt und für ihre Entwicklung: »Suchet der Stadt Bestes«. Wohlgemerkt: Dies wurde zu

zu Hause seid und wo ihr euch leicht und gern mit eurer Stadt identifizieren könnt. Für viele von uns mag das wohl so gelten, egal, ob Sie so wie ich mit fröhlichem Herzen Berliner sind oder ob sie entsprechend gern in der Stadt, an dem Ort leben, der schon immer ihr Zuhause war oder der es nach und nach geworden ist.

»Suchet der Stadt Bestes« aber auch dann, wenn ihr euch an eurem derzeitigen Ort gar nicht so zu Hause fühlt! Sei es, dass ihr noch nicht so lange dort lebt und dass die dortige Wesensart euch noch fremd ist. Oder sei es, dass die eigene Stadt euch zunehmend fremd geworden ist durch die Entwicklung, die sie genommen hat. Trotzdem rät der Prophet Jeremia nicht nur den damals nach

»Denn wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige suchen wir.«

(Hebräer 13, 14)



Kinobesuch unbezahlbarer Luxus ist; Schulkinder, die zu Mobbing-Opfern werden; Lehrerinnen am Ende ihrer seelischen Kraft. Und, und, und... Das »Leben in der Stadt« ist voll auch von solchen Schicksalen – oft, ohne dass man es den Betroffenen überhaupt ansieht.

»Lasst uns ... hinausgehen aus dem Lager« könnte bedeuten: aus dem eigenen, normaleren Leben heraus einen wachen Blick haben für Menschen, die am Rande sind, und an der einen oder anderen Stelle helfen, sich einsetzen, Verantwortung übernehmen. Dazu beitragen, dass sich etwas ändert. Auch wenn das eigene Leben voller Aufgaben und Anforderungen steckt, über den eigenen Tellerrand hinaussehen, sich anrühren lassen, die Perspektive des anderen einnehmen. So wie es viele Menschen tun, die sich in Stiftungen und anderen vergleichbaren Initiativen engagieren.

Der Hebräerbrief schickt uns nicht hinaus aus dem Lager des eigenen Lebens und fordert damit Verzicht auf alles, was das Leben an Gutem bringt. Er möchte vielmehr dazu ermutigen, draußen, außerhalb des Vertrauten, außerhalb des bisher für allein wichtig Gehaltene in neuer Weise Leben zu entdecken. Leben, das jedenfalls in eine große Nähe zu Jesus und damit zu Gott bringen kann.

Ich denke, viele der Menschen, die sich für andere einsetzen, haben auch viel zu sagen von dem, was sie dabei für sich selbst entdeckt und erfahren haben. Sicherlich auch jetzt, bei Veranstaltungen der Stiftungswoche. Sie müssen dabei hoffentlich nicht von Druck und schlechtem Gewissen erzählen, sondern können von innerer Freiheit berichten, die sie aktiv werden und Verantwortung übernehmen lässt.

Denn auch dies ist ein Satz der Freiheit: »Wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige suchen wir.« Uns muss nichts Gegenwärtiges über die Maßen festhalten. Das, worauf es am Ende ankommen wird, liegt immer noch vor uns. Auch dies Zukünftige wird aber wohl nicht zufällig als »Stadt« bezeichnet. Es ist nicht die paradiesische Natur ganz für mich allein und auch nicht das ungetrübte Zusammensein nur mit meinen Lieben und denen, die mir vertraut und nahe sind, sondern es ist »Stadt«. Es ist die viel größere Gemeinschaft der vielen voneinander Verschiedenen, die sich gar nicht alle untereinander kennen können und die doch ein geordnetes Ganzes bilden. Wenn es diesem Ganzen, wenn es der Stadt wohl geht, dann geht es auch dir, dem einzelnen wohl. Selbst für die Christen des Hebräerbriefs, die sich anscheinend selbst sehr am Rand des städtischen Lebens sahen, war doch das Bild der »zukünftigen Stadt« ganz offensichtlich verheißungsvoller als jedes andere.

Als Stadt Gottes wird die »zukünftige Stadt« kein Drinnen und Draußen mehr haben, wird nicht unterteilt sein in Bezirke des Glücks und Wohlergehens für die einen und Orte des Leidens und der Schmach für die anderen. Als Stadt Gottes wird sie Raum bieten für alle in ihrer Verschiedenheit und wird alle in Achtsamkeit für die anderen und im ganz freien Interesse an ihrem Wohlergehen verbinden.

So leuchtet die »zukünftige Stadt« hinein in das gegenwärtige »Leben ... der Stadt« und will uns locken, dass wir unser Handeln auf sie hin ausrichten. Und weil wir jetzt diesen Gottesdienst zur Stiftungswoche feiern, wollen wir davon nun auch wieder singen und gleich dafür beten. Amen. ●

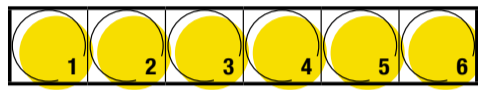
Pfarrer Martin Germer: Der gebürtige Würzburger ist seit 2005 als Pfarrer an der Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Kirche Berlin tätig.



Das Foto zeigt die jemenitische Stadt Shibam.

Synapsentraining

Areal mit d. Bundeskanzleramt	Schubfach	nordischer Gott	ehemaliger Berliner Bezirk	amtlicher Schriftprüfer	sowieso	Berliner Bauwerk von Schinkel	zur Ernte geeignet	französisches Kartenspiel	Greifvogel	bewährt	Vorsilbe	Gott des Islam	italienische Filmdiva (Sophia)	afrikanischer Strom	Vorname d. Schauspielers Gibson	Berliner Fußballverein	kleines Feinbäck	Auerochsen	Großmutter
Berliner Gewässer									Berliner Ausstellungenstätte			1							Fleck auf der Haut
bayerischer Bierretlich			Liebesbund				berlinisch: ich kurz: Eduard			wichtiger Rohstoff			französisch: nichts				Zeug, Sachen	4	
amerikanischer Erfinder († 1931)						europäischer Fußballverband	5		kroatische Insel		Radsplint		ovale Kurve Kanton d. Schweiz						Erwerbstätigkeit
			Windrichtung Vorname v. George					Hauptstadt von Tibet	Stück Knoblauch	Beiz-, Gerbmittel				feines Gewebe	Vorderste	leguanartige Echse	anhänglich	Vorname Capones	
Jugendliche	Fangleine der Gauchos	lateinisch: ich			Chronometer auf dem Alex								Berliner Regierung Robbenfell			3		Plätze, Stellen	Platzmangel
sibirischer Strom	2	Frauenname, Oper von Bellini					Landstreitkräfte			Erbanlage	Donauzufluss in Passau	Elbzufluss in Tschechien					deftige, derbe		
Rinnstein				kurz: siehe unten	US-Geheimdienst			modern, aktuell	Branntwein italien. Tonsibe			Zeichen für Zinn	Berliner Eishockeymannschaft						
spanisch: der		Fluss in Südtirol				Ortsteil im Bezirk Spandau	6										furchtlos		
fast					Schwung			nicht außen				Inhaltslosigkeit						französisch: Sommer	



Keine Zeitung ohne Rätsel! Mitmachen lohnt sich. Wer die richtige Lösung per E-Mail an mail@berlinerstiftungswoche.eu schickt, kann gewinnen: EXTRABLATT verlost fünf Überraschungen! Einsendeschluss ist der 22. November 2014. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

Die Prinzessin und der verzauberte Brief

Ein Märchen aus einer anderen Zeit

Es war einmal ein Ritter, der sich unsterblich in eine Prinzessin verliebt hatte. Er hatte für Sie schon Schätze gefunden, Räuber vertrieben und Drachen erlegt, aber die Prinzessin interessierte sich einfach nicht für ihn. Er ging zum Zauberer des Ortes und fragte ihn um Rat. Tatsächlich hatte der weise Mann eine Idee: »Du musst ihr eine Nachricht schreiben, die Sie nicht so schnell vergisst. Sie muss beim Lesen lachen und gleichzeitig vor Glück weinen.« Als der Ritter das Haus des Zauberers verließ, dachte er über die Worte nach: »Eine Nachricht schreiben? Leichter gesagt, als getan. Wie soll ich das nur anstellen? Weder Whatsapp noch Skype wurden bis jetzt erfunden.« Auch die Entwicklung von facebook stand noch in den Sternen. Er konnte sie also nicht einfach mit einem Mausklick zum nächsten Ball einladen. Und wie sollte er sie zum Lachen bringen? Die lustigen Katzenvideos auf YouTube waren noch in weiter

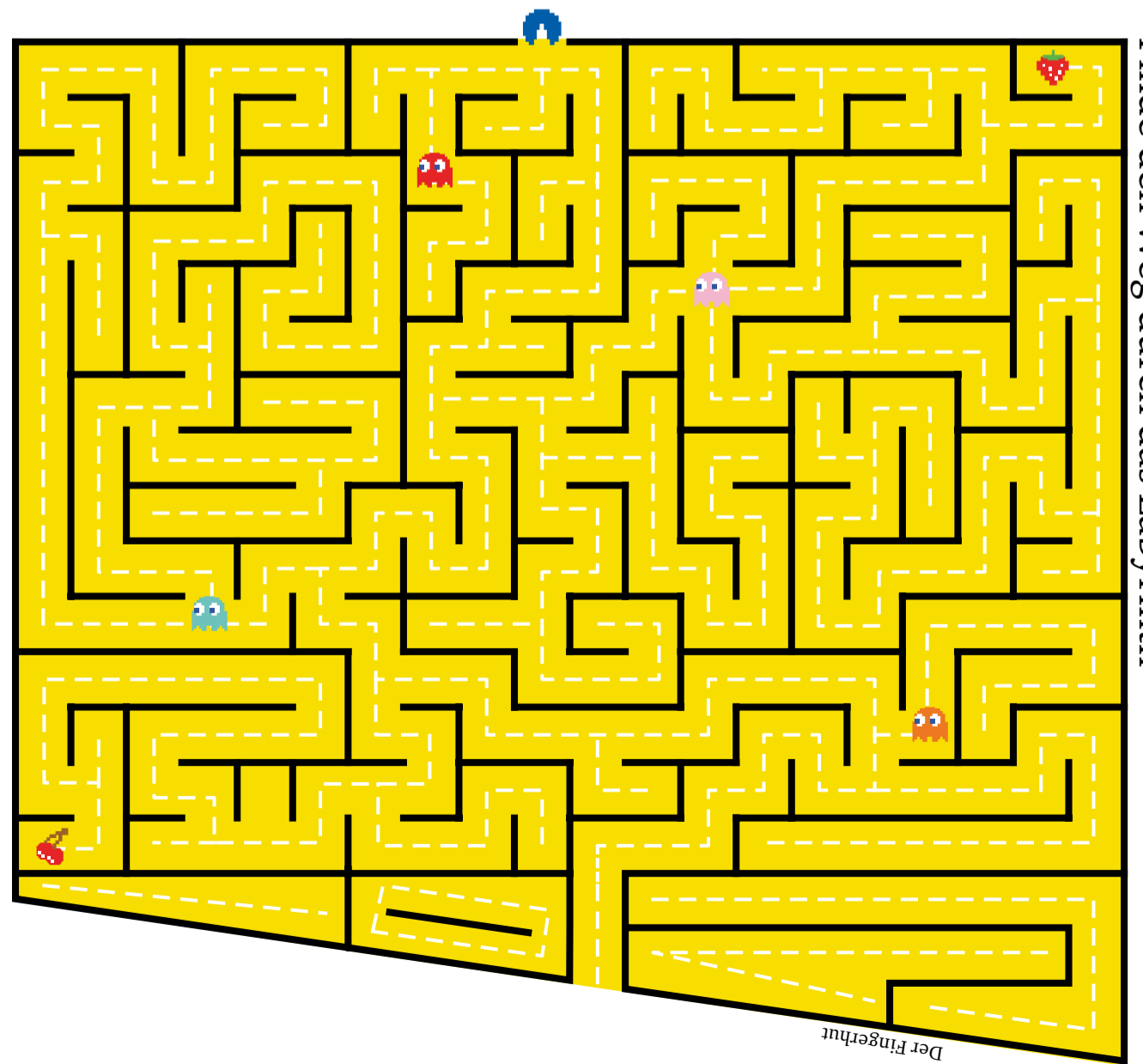
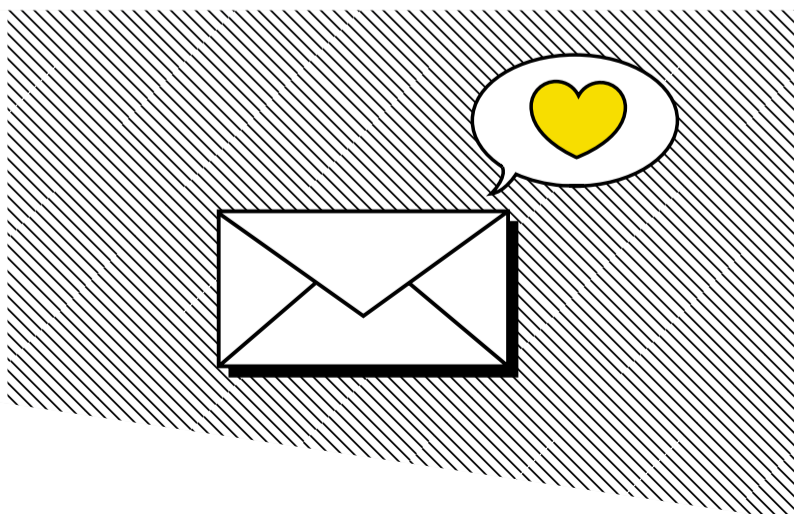
Ferne. Wer lachen wollte, musste echte Katzen suchen. Doch da kam ihm eine Idee. Wieder zuhause, setzte er sich an seinen Tisch und schrieb. Er schrieb einen Brief. Mit Federhalter, Tinte und einem Herzen voller Liebe. Was genau in dem Brief stand, wird für immer das Geheimnis des Ritters und der Prinzessin bleiben. Doch es muss schön gewesen sein, denn der Zauber der Liebe hatte gewirkt. Zwei Wochen, nachdem die Prinzessin den Brief bekam, feierte das ganze Königreich ein großes Hochzeitsfest. Die Erinnerung an den Tag blieb dank einem farbenprächtigen Gemälde immer wach. Und so erzählten sich die Menschen im Königreich noch hunderte Jahre später die Geschichte von dem Ritter, seiner Prinzessin und dem verzauberten Brief. Die beiden schrieben sich übrigens auch nach der Hochzeit viele Liebesbriefe hin und her. Denn mit einem Brief begann ihre Liebe. Und wenn sie nicht gestorben sind, dann schreiben sie noch heute. Ende.

Woher kommt eigentlich der Begriff »digital«?

Eine kurze Erklärung und ein Rätsel, das auf den ersten Blick nichts damit zu tun hat

Wie so viele deutsche Wörter kommt auch der Begriff »digital« aus dem Lateinischen. Wenn die alten Römer »digitus« sagten, meinten sie damit den Finger. Mit den Fingern kann man aber nicht nur auf etwas zeigen oder in der Nase bohren, sondern auch zählen. Computer rechnen mit Zahlen. Alles, was auf dem

Bildschirm erscheint, besteht im Innern des Computers aus Zahlen. Und darum heißt die moderne Technik »digital«. Es gibt übrigens eine Pflanze, die trägt den lateinischen Namen »Digitalis«. Habt ihr eine Idee, wie die Pflanzengattung auf Deutsch heißt? Vielleicht gibt euch das Bild noch einen Hinweis. (Die richtige Antwort steht unter dem Labyrinth.)



Finde den Weg durch das Labyrinth